

# Lebenswelt, Lebenslage

Iris Beck & Heinrich Greving

## 1 Definition

Das Duden Herkunftswörterbuch (2001) gibt zur Herkunft des Wortes „Leben“ folgende Hinweise: „das gemeingerm. Verb mhd. *leben*, ahd. *lebēn*, got. *liban*. engl. *to live*, schwed. *leva* gehört wahrscheinlich im Sinne von ‚übrig bleiben‘ zu der [...] vielfach erweiterten idg. Wurzel [s]lei. Eng verwandt ist die Wortgruppe [...] von bleiben (germ. Präfixbildung *bi-liban*)“; eine alte Substantivbildung ist „Leib“ im Sinne des Körpers („leibhaftig“ = wirklich, selbst; leiblich = körperlich, persönlich; Dudenredaktion S. 474–478). Der allumfassende Charakter des Begriffs „Leben“ im Sinne der Gesamtheit alles Pflanzlichen, Tierischen und Humanen deutet auch schon die Schwierigkeit der Definition der Begriffe „Lebenswelt“ und „Lebenslage“ an: In beiden Fällen geht es um „das ganze Leben“ von Menschen, um die individuelle und um die gesellschaftliche Lebensführung. Beiden Begriffen unterliegt eine Mehrdeutigkeit, und sie werden beide in Theorie und Praxis sozialer und pädagogischer Arbeit mit unterschiedlichen Bedeutungen, stellenweise unsystematisch, zunehmend auch gemeinsam und in unterschiedlichen Verwendungszusammenhängen gebraucht: Beide Begriffe werden als reformatorische Leitformeln, als Zielperspektiven für Politik und Praxis verwandt und stehen hier für die Forderung, das pädagogische Handeln an einem umfassenden, subjektive und objektive Dimensionen der Lebensführung beachtenden Verständnis des Bedarfes an Erziehung und Bildung auszurichten und zur Teilhabe und Emanzipation beizutragen. In der Forschung finden sich sehr vielfältige Ansätze, die unter dem Primat der Verbesserung von Lebenschancen entweder „lebensweltlich“-basiert die individuelle Alltagsbewältigung und den Lebenslauf, die

Identitäts- und Persönlichkeitsentwicklung im Rahmen räumlich-zeitlicher Bedingungen und sozialer Beziehungen thematisieren oder eher „lebenslage“-orientiert stärker die strukturellen, äußeren bis hin zu gesellschaftlichen und politischen Bedingungen in ihrem Einfluss auf und ihrem Wechselspiel mit den individuellen Handlungsmöglichkeiten untersuchen. Wissenschaftstheoretisch deutet sich mit ihnen das Spannungsfeld zwischen individuellen und gesellschaftlichen Bedingungen an, in denen sich die Lebensführung realisiert, und die zu ihrer Analyse und Erklärung herangezogen werden müssen; auf dieser Ebene stehen sie für sehr grundsätzliche methodologische Auseinandersetzungen.

Der *Lebensweltbegriff* meint zum einen – gleichsam ahistorisch – ein anthropologisches Fundament der Bestimmung des Menschen zur Welt und zwar in dem Sinn, dass die Welt dem Menschen immer schon sprachlich und durch Handlungen anderer Menschen vorerfahren, also sozial und kulturell vermittelt entgegentritt, mit Bedeutung versehen ist und sich als subjektiv erlebte Welt von der natürlichen Welt unterscheidet. Demnach erfolgt also alles Erleben nie „rein“ und unmittelbar; daraus folgt, dass es auch keinen „reinen“, unmittelbaren Erkenntniszugang außerhalb der Lebenswelt (anti-metaphysischer Ansatz) geben kann. Alle Erkenntnis – auch die nach wissenschaftlichen Methoden gewonnene – wäre demnach lebensweltlich gebundene Erkenntnis. Auf der anderen Seite bedeutet Lebenswelt im Gegensatz zur „Natur“ das Reservoir an eingelebtem Wissen und Traditionen, das über Sozialisation und Erfahrung die Wahrnehmung des Individuums und dessen Handeln alltäglich prägt. Da sich die Lebensbedingungen historisch-kulturell und individuell entwickeln und sich zudem jeder Mensch subjektiv Bedeutungen

erschließt, also das Erleben auf die Definition von Situationen Einfluss hat, ergibt sich die „Subjektivität der Lebenswelt [...] also im doppelten Sinne: Einmal dadurch, dass sich die Lebensbedingungen der Menschen unterscheiden. Zugleich aber auch dadurch, dass sich die Menschen selbst unterscheiden (in ihrer physischen und psychischen Ausstattung). Es unterscheidet sich also zum einen das, *was* wahrgenommen wird, zum andern aber auch, *wie* etwas wahrgenommen wird“ (Kraus 2006, 122). Dennoch wird bei der Wahrnehmung immer auf schon bestehende Bedeutungen und damit auf Strukturen zurückgegriffen (vgl. Kraus 2006, 120); dies ermöglicht und erzeugt Intersubjektivität (im Gegensatz zur Annahme einer objektiven, vom Bewusstsein unabhängigen Erkenntnis). Das subjektive Sinnempfinden des Einzelnen ist hochgradig mit dem sozialen Sinn verbunden. Man könnte also vereinfacht sagen, dass zwar ein Unterschied zwischen der objektiven Realität (Natur) und der menschlichen Wirklichkeit als Lebenswelt angenommen wird, aber objektive Strukturen und zwar eben nicht nur physisch-materielle, sondern auch soziale Strukturen durch gemeinsames Handeln hervorgebracht werden und dass sie unabhängig vom individuellen Bewusstsein existieren und dieses prägen [→ II Sinn/sinnhaftes Handeln und der Aufbau der sozialen Welt].

Damit entsteht ein Spannungsfeld der Begriffsbedeutung zwischen einer allgemeinen und grundsätzlichen Bestimmung des in der *Welt-Seins* und Wesens des Menschen und einer Auffassung von Lebenswelt als der konkreten, sich historisch-kulturell wandelnden *Alltagswelt*, einer allgemeinen phänomenologischen Wissenschaftstheorie [→ I Phänomenologie] und Ontologie (nach Husserl) auf der einen Seite und einer speziellen für die Entwicklung von Basisbegriffen der Soziologie begründeten Phänomenologie (nach Schütz), die den sinnhaften Aufbau der sozialen Welt handlungstheoretisch basiert beschreibt, auf der anderen Seite. Dieser phänomenologische Anspruch steht im Gegensatz zu solchen soziologischen Begründungs-

sammenhängen, die den sozialen Strukturen gleichsam eine vom individuellen Handeln unabhängige, eigenständige Wirkung als „soziale Tatbestände“ (Auguste Comte) zusprechen. Wissenschaftshistorisch grenzen sich beide Bestimmungen von der logisch-analytischen Wissenschaftstheorie des Wiener Kreises und vom sogenannten Positivismus [→ I Empirismus und Positivismus] ab, der gerade umgekehrt einen freien, unmittelbaren Zugang zur Wirklichkeit annimmt. Demnach wäre es doch möglich, empirisch-synthetische Sätze, also Aussagen über erfahrbare Phänomene der Wirklichkeit, zur Basis *objektiver* Erkenntnis zu machen, auf die (über Vorschriften der wissenschaftlichen Methode) auch alle logisch-analytischen Sätze bzw. theoretischen Sätze rückführbar sind [→ I Erklären und Verstehen; → I Kritischer Rationalismus].

Der Lebensweltbegriff stellt somit zum einen als Fundament phänomenologischer Ansätze eine konstitutive Kategorie mit weitreichenden Folgen für erkenntnistheoretische und methodologische Fragen dar. Zum anderen bezeichnet er nach Schütz als empirische Alltagswelt den Gesamtbegriff der für Menschen subjektiv erfahrbaren, interpretierten und erfahrenen Wirklichkeit; die Interpretation dieser Wirklichkeit – genauer: ihres Sinnes – bildet dabei einerseits die Grundannahme des Aufbaus der sozialen Welt und gleichzeitig ist sie auch die Methode (verstehende Soziologie). Neben die Interpretation als konstitutive Kategorie tritt die Interaktion als aufeinanderbezogenes, aneinander orientiertes und interpretiertes soziales Handeln, in welchem Bedeutungen und Sinn vermittelt und interpretiert werden, sich Normen und Rollen herausbilden, soziale Integration entsteht und sich mikrosoziologisch die soziale Welt aufbaut. Damit stellt die phänomenologisch begründete Philosophie nach Schütz einen der zentralen Begründungszusammenhänge für die soziologische Beschreibung der Ausdifferenzierung der Gesellschaft, den Aufbau der sozialen Welt und die Mechanismen der sozialen Integration dar.

Der Lebensweltbegriff ist „einer der zentralen Begriffe sowohl der klassischen wie auch der gegenwärtigen soziologischen Theorie“ (Treibel 2006, 172).

Mit den Kategorien *Interpretation* (als Annahme über das Handeln und als wissenschaftlich Methode), *Interaktion* und *Intersubjektivität* ist das *interpretative Paradigma* der Soziologie umrissen, das aus den Ansätzen der Phänomenologie nach Husserl und Schütz und dem Symbolischen Interaktionismus entstand (G. H. Mead und H. Blumer), der zeitlich und inhaltlich parallele Entwicklungen aufweist. Die Wissenssoziologie als Soziologie des Alltagswissens von Berger/Luckmann (1980; erstmals 1966) ist maßgeblich von Schütz beeinflusst. Für Jürgen Habermas, der diese philosophischen und soziologischen Lebensweltansätze analysierte, bildet der Lebensweltbegriff in seiner „Theorie des kommunikativen Handelns“ (erstmalig 1981) den Hintergrund und zugleich das begründende Moment des kommunikativen Handelns.

Der Begriff der *Lebenslage* ist anders als der Lebensweltbegriff in einschlägigen Handbüchern oder Lexika häufig nicht verzeichnet, wohl aber angrenzende Begriffe wie „Soziale Lage“, „Lebensqualität“, „Lebensstandard“, „Lebensstil“, „Lebensniveau“, „Lebensbedingungen“, „Lebensverhältnisse“, „Lebenshaltung“, „Lebensführung“. In der Begriffsbestimmung des Fachlexikons der sozialen Arbeit (Deutscher Verein 2002) bemängelt Glatzer (606), der Begriff stehe „kaum unterscheidbar in einem Konglomerat verwandter Begriffe“ wie den oben genannten. Die z. T. uneindeutige und uneinheitliche, manchmal wenig systematisch und theoretisch fundierte, sich „im Zwielicht von Pseudowissenschaftlichkeit und intellektualisierter Alltagssprache“ (Schmidtke 2005, 13) bewegende Verwendung als einem „Vollinklusions- oder Allerweltsbegriff“ (ebd.) ist ebenso wie beim Lebensweltbegriff in der Reichweite der umfassten Phänomene begründet, die sich von der Ebene der Gesellschaftsstruktur bis zu der des individuellen Handelns erstre-

cken. Das „für Lebenslagenanalysen bevorzugte Feld [liegt] in der Schnittmenge von Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit“ bzw. Pädagogik (ebd., 14). „Lebenslage“ fungiert somit gleichermaßen als wissenschaftlicher Begriff und Forschungskonzept wie als politischer Leitbegriff und als Interventionsperspektive der Praxis. Die uneinheitliche Verwendung kontrastiert mit einer in den letzten Jahrzehnten stetig zunehmenden Verbreitung in Politik, Theorie und Praxis, wobei eine „kreative Vielfalt und erstaunliche Heterogenität an theoretischen Gebrauchsweisen und empirischen Einsatzgebieten“ (ebd.) herrscht. Dabei ist der Lebenslagebegriff weder neu – die Ursprünge seiner Begründung gehen auf Neurath (1925) zurück – noch wurde er nie präzisiert. In einer der bekanntesten Definitionen, der nach Ingeborg Nahnsen (1975, 148), bezeichnet der Begriff der Lebenslage den äußeren, strukturell vorgegebenen *Handlungsspielraum*, den „die gesellschaftlichen Umstände dem einzelnen zur Entfaltung und Befriedigung seiner wichtigen Interessen bieten. Sie [die Lebenslage, Verf.] stellt damit den Gesamtinbegriff der *sozialen Chancen* [Heraushebung durch I. B./H. G.] des einzelnen dar.“ Der Schwerpunkt der Betrachtung liegt also bei den *Möglichkeiten*, die je gegebene Lebensbedingungen für den Einzelnen zur Erlangung individuellen Wohlbefindens beinhalten. Im Gegensatz zu sozialstrukturellen Konzepten wie Schichttheorien, die im Wesentlichen nur ökonomische Dimensionen ins Zentrum der Betrachtung sozialer Lagen rücken, ist der Lebenslageansatz mehrdimensional angelegt: Er umfasst ökonomische, nicht-ökonomische und immaterielle Dimensionen (z. B. Einkommen, Wohnen, Gesundheit, Bildung, soziale Beziehungen). Nach Engels (2006, 1) sind Lebenslagen „die Gesamtheit der Rahmenbedingungen, Situationsmerkmale, Ressourcen und persönlichen Voraussetzungen, innerhalb derer sich Personen befinden und aus denen heraus sie [...] kommunizieren und handeln oder auch nicht handeln“. Den „subjektiven Umgang mit der Lebenslage“ trennt er vom Begriff selbst; zu-

gleich wird damit schon eine wichtige Verbindung zum Lebensweltbegriff markiert. Die Dimensionen der Lebenslage als äußerer, struktureller Rahmen der Bedürfnisbefriedigung konstituieren sich somit durch umfeld- und individuumsbezogene Ressourcen, die nutzbar gemacht werden müssen: der „Spielraum“ wird vom Individuum oder Gruppen (z. B. der Familie) ausgefüllt. Ressourcen können erst über Austauschprozesse mit der sozialen und ökologischen Umwelt verfügbar gemacht werden; zugleich müssen sie dafür im Umfeld aber auch vorhanden sein und auf Seiten des Individuums muss ein Interesse an der Nutzung entfaltet sein. Nach Kaufmann et al. (1980) sind Lebenslagen das strukturelle Pendant der Umweltpartizipation, wodurch Partizipation [→ Politische und soziale Partizipation] sowie *Einschluss- und Ausschlusskriterien*, die diese eröffnen oder begrenzen, zu einer *zentralen* Bedingung des Handlungsspielraums werden. Auf der anderen Seite wird der Handlungsspielraum selbst wieder zur Bedingung der Umweltpartizipation, so dass nach Voges et al. (2003, 50 ff.) Lebenslagen einerseits erklärt werden durch Ressourcen und die Handlungsprozesse des Ressourcengewinns als Lage bzw. Spielraum (*Explanandum*) und andererseits wiederum als Bedingung der Partizipation wirken und z. B. Restriktionen der Partizipation erklären (*Explanans*). Lebenslagen sind relativ, „da je nach gesellschaftlich-historischer Situation unterschiedliche Dimensionen zu berücksichtigen sind“ (Voges et al. 2003, 39) und sie sind „in ihrer Temporalität sowohl Determinanten als auch Wirkung eines gegebenen Ausmaßes an gesellschaftlicher Teilhabe“ (Voges et al. 2003, 8/9). Auf der individuellen Ebene nehmen je gegebene gesellschaftliche Umstände – sei es die politische Lage oder aber die wirtschaftliche Situation in einer Region – Einfluss auf die Präferenzen und auf die Möglichkeiten des Einzelnen; doch ist seine Lage damit nicht vorherbestimmt, Verhältnisse lassen sich unterschiedlich wahrnehmen.

Mit diesen Bestimmungen lässt sich der Begriff von eng verwandten Begriffen wie dem

der sozialen Lage abgrenzen; er ist der theoretischen Begründung zugänglich, auch wenn die Probleme der Operationalisierung bzw. letztgültigen Begründung im Spannungsfeld von psychologischen, mikro-, meso- und makrosoziologischen Aspekten schon deutlich zu Tage treten. Dennoch kann er sowohl für die Forschung als auch für die Ableitung von partizipations-orientierten Handlungsansätzen fruchtbar gemacht werden, und zwar insbesondere deswegen, weil er auf das Wechselspiel zwischen sozialen, strukturellen und individuellen Aspekten abzielt und dabei handlungstheoretisch basiert ist bzw. ergänzt werden kann, aber ohne handlungstheoretisch eingeengt zu sein und sein zu dürfen. Nach Schmidtke (2005, 15) steht außer Frage, dass trotz Problemen der theoretischen und empirischen Begründung „dem Konzept der Lebenslage eine hohe Potentialität bescheinigt wird und es für eine adäquate Beschreibung sozialer Gesellschaftsgefüge als bisher wertvollstes Analyseinstrument gilt“, weil es als „mehrdimensionales, aber nicht einfach kumulatives Konzept ökonomische, kulturelle und soziale Bereiche genauso einbezieht wie immaterielle und individuell-subjektive Faktoren“ (ebd.).

## 2 Begriffsgeschichte

### 2.1 Lebenswelt

Der Begriff der Lebenswelt geht bis in die Zeit der Jenaer Romantik, hier vor allem auf F. Schlegel, zurück. Eine intensive und für die Philosophie wie für die Soziologie gleichermaßen relevante Grundlegung und Differenzierung erfuhr er in den Ansätzen von Husserl, Heidegger und Schütz. Die Rezeption historischer Ansätze basiert in der Pädagogik und Sozialarbeit wesentlich auf Husserl und Schütz, deshalb wird auf den Ansatz Heideggers, Schüler von Husserl, in diesem Rahmen nur verwiesen. Der Ansatz von Habermas wird als

gegenwärtig einflussreicher unter 3. behandelt; bzgl. der grundsätzlichen wissenschaftstheoretischen und methodologischen Auseinandersetzung wird auf Band 1 verwiesen.

### **Edmund Husserl**

Edmund Husserl, der Begründer (1859–1938) der Phänomenologie [→ I Phänomenologie], markiert einen philosophischen Standpunkt, der Geltung für die Erklärung von Erkenntnis und Bewusstsein und damit für die Erkenntnistheorie per se beansprucht. Er bestimmte den Begriff „Lebenswelt“ einerseits als Sphäre und Bereich des selbstverständlich Gegebenen und damit als grundlegende anthropologische Basis der Beziehungen des Menschen zur Welt; andererseits war er für ihn aber auch eine Bezeichnung für das Konkrete und real Vorhandene: Lebenswelt im Sinne der „Gegebenheiten der bloßen Wahrnehmungswelt, das selbstverständlich vorausgesetzte, die vorwissenschaftliche Basis“ (Treibel 2006, 85) ist zugleich die Welt, wie sie vom Einzelnen erfahren wird und als erfahrbar erlebt wird, sie steht also immer in Bezug zum erlebenden Subjekt. Der „Boden“ steht dabei als Metapher für das Vertraute, als das, was als selbstverständlich kaum noch wahrgenommen wird (ohne diesen Boden würde man sozusagen ins „Bodenlose“ stürzen). Als „Lebensboden“ kehrt er bei Neurath (s. Kap. 2.2) in dessen Bestimmung des Lebenslagebegriffs wieder und bildet hier das Fundament der Lebensstimmung, des Wohlbefindens des Menschen. Der „Horizont“ tritt bei Husserl als Bildbegriff für die Grenzbereiche der Lebenswelt, für die Übergänge in das Unbekannte, Nichtvertraute, das Fremde (vgl. Gröschke 1997, 147f.) hinzu. Jede Wahrnehmung wird „vor dem Hintergrund eines persönlichen Erfahrungshorizontes gemacht“ und somit ist „das Ergebnis einer Wahrnehmung immer abhängig von der Sozialisation, Kulturation und Personalisation des Wahrnehmenden“ (Kraus 2006, 119), das Objekt also notwendig auf ein Subjekt bezogen. „Das Bewusstsein ist immer intentional, ist Bewusstsein von etwas“; gleichzeitig ist die

„Welterfahrung eines Individuums [...] nicht abtrennbar von seiner Gemeinschaftserfahrung“ (Treibel 2006, 85). Husserl betont so zwar einerseits den subjektiven Charakter der Wahrnehmung; andererseits ging es ihm darum, gleichsam hinter dem subjektiven Erfahrungswissen, den übergreifenden, „wesentlichen“ Sinn, unabhängig von Interpretationen (des einzelnen Menschen oder des Forschers) aufzudecken, um den „intersubjektiv gültigen Wesensgehalt der Phänomene zu erfassen“ (Kraus 2006, 119).

Aus dem Spannungszustand dieses Begriffes zwischen Universellem und Konkretem, zwischen Einzelem und Vielfältigem entwickelten sich in der Soziologie (und der Philosophie) mannigfaltige Bedeutungen: Lebenswelt kann im Sinne der Erkenntnistheorie eine ontologische Bedeutung bekommen, aber auch die Welt bezeichnen, welche individuell-persönlich von jedem Menschen erlebt wird. Zudem kann sie im Sinne einer geschichtlich-gesellschaftlich geprägten Umwelt gemeint sein.

### **Alfred Schütz**

Der Soziologe Alfred Schütz (1899–1959) hat Husserls Konzept aufgenommen und für die soziologische Analyse fruchtbar gemacht. In seinem Werk „Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt“ (erstmalig 1932) begründet er den verstehenden Zugang zur Soziologie, den Max Weber entwickelt hatte, philosophisch, und zwar mit dem Ziel, „die Sinnstruktur der Sozialwelt zu beschreiben und damit die Methodologie des Fremdverstehens sowie die Basis der soziologischen Grundbegriffe zu klären“ (Eberle 1993, 297).

Lebenswelt in der Bedeutung als kulturell geformte, sozial verortete und historisch begründete und geprägte Welt, die schon bei Husserl angelegt ist, ist hier der unhinterfragte Hintergrund unseres Handelns, in dem Menschen über eingelebte und tradierte Bedeutungen Sinn erfahren und verinnerlichen und andererseits selbst in Interaktion und Kommunikation Sinn erzeugen. Das So-

ziale ist die Keimzelle, der Schlüssel zum Verständnis des Menschen, es baut sich aber mikrosoziologisch, von unten auf, ausgehend vom Sinn des Einzelmenschen, und dieser Aufbau verläuft weder deterministisch, also in einer einzigen, ganz bestimmten Art und Weise, noch ist er historisch zwangsläufig.

Schütz strukturierte den Begriff der „Lebenswelt“, indem dieser bei ihm die Erfahrungen der Menschen beschreibt, die von ihnen als unhinterfragt gegeben erlebt werden (Schütz & Luckmann 1979 im Werk „Strukturen der Lebenswelt“, das posthum erstmals 1975 erschien, von Luckmann herausgegeben). Da diese Lebenswelt immer schon mit anderen Menschen geteilt wurde (und wird), ist sie a priori eine intersubjektive Welt und alles, was der Mensch von ihr wissen kann, ist letztlich intersubjektiv entstanden und verfasst. In der empirischen Wendung ist Lebenswelt als alltägliche Lebenswelt (Schütz verwandte auch den Begriff Alltagswelt) die konkrete Lebensführung eines Menschen, die über verstehende Methoden, z. B. der Ethnographie, erschlossen werden kann. Und doch ist sie zugleich immer auch ontologisch zu verstehen und bildet die Basis des Verstehens. So können und müssen der Alltag und zugleich das Wissen oder die Wege der Gewinnung des Wissens über den Alltag, also das Leben von Menschen, kritisch auf Sinn und Bedeutung hin geprüft werden. Wenn die Lebenswelt den menschlichen Wissens- und Erfahrungsgrund bildet, kann sie methodologisch nicht durch Verfahren erklärt werden, die davon abstrahieren, dass jede Erfahrung vorgegeben und zugleich durch die eigene Wahrnehmung geformt ist; damit sind positivistische bzw. „natur“wissenschaftliche Methoden auszuschließen. Die Deutung menschlichen Handelns und Denkens muss nach Schütz mit einer Beschreibung der Grundstrukturen der vorwissenschaftlichen, für den Menschen selbstverständlichen Wirklichkeit beginnen.

Wissen und Erfahrung ermöglichen Handlungssicherheit in einer potentiell unsicheren, komplexen und kontingenten Welt. Sinn (als Bewertung von Kommunikation und Inter-

aktion) konstituiert das Soziale; über Abstimmungen des Erwartens und Verhaltens bilden sich regelmäßige oder ähnliche Interaktionen, die Komplexität und Kontingenz [→ I Komplexität und Kontingenz] reduzieren und zur Strukturbildung führen, deren Basis die soziale Rolle ist. Soweit scheint der Schütz'sche Aufbau der sozialen Welt deckungsgleich mit dem von Talcott Parsons, der als Systemtheoretiker [→ I Systemtheorie, sozialwissenschaftlich: Luhmann] gleichsam den makrosoziologischen Gegenspieler darstellt. Doch bei Parsons ist Rollenübernahme und -konformität gleichsam „natürlich“ sinnvoll für das Individuum: die individuellen Motive der Überlebens- und Bedürfnissicherung führen zu größeren, eben diese Funktionen gewährleistenden und den individuellen Motiven damit entsprechenden sozialen Strukturen. Damit bilden umgekehrt zu Schütz die größeren sozialen Systeme (Organisationen, Institutionen, gesellschaftliche Teilsysteme) die konstituierenden Elemente der Strukturbildung: Die Mikroperspektive der Interaktionen zwischen Menschen ist vermittelt durch die Meso- und Makroperspektive sozialer Strukturen. Diese Vermittlung ist bei Parsons relativ starr; Institutionen [→ VI Institution und Organisation] sind größere Systeme zur Koordination von Handlungserwartungen (Rollen), die als generalisierte Muster nicht mehr hinterfragt werden und damit Ordnung legitimieren sowie Nahtstellen zur Integration individuellen Handelns in soziale Systeme bilden. Die Handelnden sind eingebunden in ein System gemeinsamer Erwartungen, die Abweichungen des tatsächlichen Handelns von den Erwartungen klar angeben: die Verfehlung gesellschaftlicher oder institutioneller Ziele und (unhinterfragter) Normen. Die Ursache „abweichenden“ Verhaltens kann sozialstrukturell durch eine Spannung oder ein Missverhältnis zwischen gesellschaftlichen Zielen und den Mitteln zu ihrer Realisierung entstehen, aber auch durch die individuelle Unfähigkeit zur Rollenübernahme. Diese Sichtweise wird als ätiologisches oder normatives im Gegensatz zum interpretativen

Paradigma der Soziologie bezeichnet. Schütz dagegen entwirft ein dynamisches und subjektorientiertes Bild der Rollenübernahme als einem interpretativen Prozess und baut ihn konsequent von „unten“ nach „oben“ auf. Das Handeln geschieht symbolvermittelt, historisch und kulturell bedingt und zugleich individuell geprägt. Situationen werden, so das „Thomas-Theorem“ des Sozialpsychologen William Thomas der 1920er Jahre, dadurch real, dass sie als real definiert werden.

Lebenswelt ist der individuellen Erfahrung vorgängig, zugleich ist sie eine soziale, eine intersubjektive Welt und erst ihre Auslegung verdeutlicht den Sinn ihrer Strukturen. Dafür wird auf unterschiedliche Verfahren der Auslegung zurückgegriffen, die dem Spannungsfeld von Vertrautheit/Unhinterfragtheit („selbstverständliche“ Wirklichkeit, „Boden“) und Fremdheit/Unsicherheit („Unbekanntes“, „Horizont“) entsprechen. Schütz bezieht hierauf auch die Frage der Konstitution sozialer Beziehungen und leitet hieraus die Strukturbildung ab (Schütz & Luckmann 1979; vgl. Treibel 2006, 87–89). Unterscheidbar sind demnach:

- a) Das Gewohnheitswissen, hierzu zählen Fertigkeiten, Gebrauchswissen und Rezeptwissen.
- b) Die Erfahrung; aber „Vertrautheit ist lediglich Vertrautheit mit Bezug auf Typisches“ (Schütz & Luckmann 1979, 34), also dass Prozesse immer wieder gleich ablaufen. In neuen Situationen aber wird Erfahrung brüchig, die sonst Handlungssicherheit ermöglicht.
- c) Typisierungen sind das „dritte Verfahren, das Schütz zur Auslegung der Welt anführt“ (Treibel 2006, 88) und der Weg, Handlungsunsicherheit zu reduzieren. Sie entstehen über mittelbare Erfahrungen und erlauben eine Einordnung von nicht direkt Gewusstem und Erlebtem.

Die Vertrautheit als „Boden“ der unhinterfragten Erfahrung bildet zugleich die Basis für die Differenzierung sozialer Beziehungen, deren Vielfalt sich ebenfalls aus dem Kontinu-

um von enger, unmittelbarer Bekanntschaft bis zur weiten, nur noch mittelbar erfahrbaren sozialen Welt als ganze ergibt. Die erste Form ist die der Ich-Du-Beziehung, in der sich ein „Ich“ einem „Du“ zuwendet, es wahrnimmt. Die wechselseitige Wahrnehmung führt zur „Wir“-Beziehung (face-to-face); die Basis der Intersubjektivität der Lebenswelt ist die gemeinsame Erfahrung. Wo keine unmittelbare Beziehung mehr besteht, setzt Typisierung ein, denn anstelle von Bekanntschaft tritt – und dies ist in komplexen Gesellschaften täglich der Fall – Anonymisierung, Fremdheit, die durch Reduktion all dessen, was der unbekannte Mensch sein könnte, auf einfache Stereotype ein Sich-Verhalten durch Einordnen und damit wiederum (vermeintlich) Handlungssicherheit ermöglicht (vgl. Treibel 2006, 90). Dabei verhelfen Merkmale wie Alter, Geschlecht, Kleidung usw. in Verbindung mit Gewohnheitswissen und Erfahrung sozialen Umgangs zur schnellen Schematisierung und Einordnung. Auf der Basis früher Sozialisierungserfahrungen, von Erziehungspraktiken und zentralen Normen und Werten bilden sich so Einstellungen als „stabiles System von positiven oder negativen Bewertungen, gefühlsmäßigen Haltungen und Handlungstendenzen in Bezug auf ein soziales Objekt“, so Cloerkes (2001, 75), der sich auf Kretch et al. (1962, 177; zitiert ebd.) bezieht. Sie sind die Grundlage der Typisierung als „typische“ Verfahren zur Auslegung der modernen Welt“ (Treibel 2006, 90).

Die Lebenswelt begründet bei Schütz somit die Basis des Wissens überhaupt (Wissenssoziologie). Wissen und Welt entstehen im Kontext der Erfahrungen vieler Menschen über viele Generationen; Wissen ist immer sozial und nur zu einem geringen Teil individuell. Die Entstehung sozialer Beziehungen geht auf das generelle Eingebundensein in das Soziale und Geschichtliche zurück; die Angewiesenheit und Verwiesenheit auf den anderen Menschen ist konstitutiv gegeben. Auf dem Hintergrund dieser Vernetzungen von kollektiv-gesellschaftlichem und individuellem Wissen entwickelt Schütz den Begriff der

„Sinnprovinzen“. Sie bezeichnen die vielfältigen Erfahrungsfelder, an welchen die Menschen teilhaben können (wie das Spiel, die Musik, die Kunst, die Religion, die Wissenschaft etc.). Wirklichkeit entwickelt sich in und durch die alltägliche Lebenswelt, in der diese Erfahrungen gleichsam integriert sind, vor dem Hintergrund eines spezifischen kognitiven Stils. Was im Alltag erlebt wird, ist immer auf den Anderen, auf seine Sicht der Dinge, also letztlich auf Kommunikation angelegt. Phänomenologisch nach Schütz gedacht, entsteht soziale Integration über die unmittelbaren, vertrauten Beziehungen im Alltag, Persönlichkeit und Identität entwickeln sich in der Interaktion, im stetigen Wechselspiel zwischen Menschen und ihrer sozialen und materiellen Umwelt, über die vielfältigen Bezüge, in denen sie eingebunden sind und die es ermöglichen, sich in unterschiedlichen Rollen und Kontexten zu erfahren. Die eigene Biographie als Geschichte von subjektiv Erlebtem, mit Bedeutung versehenen oder aber verworfenen Erfahrungen vermittelt sich mit den Erwartungen, Normen und Werten, die über informelle und formelle, institutionell-gesellschaftliche Kontexte, den Sozialisationsagenturen, an den Menschen herangetragen werden. Diese Vermittlung stellt sich dar als eine alltägliche Bewältigungsaufgabe, die sich über den Lebenslauf hinweg erstreckt und insbesondere an den Übergängen oder in krisenhaften Situationen [→ Übergänge und Krisen] Herausforderungen beinhaltet, die sowohl Chancen für die Persönlichkeitsentwicklung und Identität im Sinne erfolgreicher Bewältigung als auch Risiken des Scheiterns bergen können.

Schütz kann als erster Vertreter einer sozial-konstruktivistischen Begründung der Philosophie und der Soziologie gelten. Methodologisch sind mit der Grundlegung einer mikrotheoretisch begründeten verstehenden „Geisteswissenschaft“ die bis heute nicht völlig überwundenen Auseinandersetzungen sowohl um die dem „Gegenstand“ der Sozial- und Geisteswissenschaften angemessenen Theorien als auch um die Methoden

verbunden, die im „Positivismusstreit“ einen Höhepunkt erreichten, sich aber auch in der „Paradigmendiskussion“ in Pädagogik und Behindertenpädagogik [→ I Paradigma und Paradigmawechsel] (vgl. Beck 1994; Beck & Jantzen 2004; Bleidick 1976; 1977) wiederfinden. Das interpretative oder Kontroll-Paradigma stellt in der Soziologie ein Gegenprogramm zum ätiologischen bzw. normativen Denken über soziale Tatbestände dar. Im Rahmen des ätiologischen (bzw. normativen) Paradigmas leiten sich gleichsam „natürlich“ Ursachen sozialen Handelns aus bestimmten Bedingungen ab, die gegeben sind und sowohl struktureller (z. B. Schichtzugehörigkeit) als auch individueller Art (z. B. Persönlichkeitsstruktur) sein können. Diese Sichtweise unterschlägt die historisch, kulturell und sozial vermittelten Bewertungsformen, in denen erst ein bestimmtes Verhalten eine bestimmte Qualität zugesprochen bekommt. „Abweichungen“ sind ebenso wenig Eigenschaften wie soziale Normen, sondern es sind Relationen, sozial bedingte Verhältnisse zwischen Individuen und Situationsdefinitionen. In dieser „akteurtheoretischen“ Sicht der phänomenologisch begründeten Soziologie ist die soziale Welt Ergebnis individueller Handlungen und Interpretationen. Diese werden nicht voraussetzungslos gedacht, doch wie die „selbstverständliche Wirklichkeit“ bereits strukturell geprägt ist und wie wiederum Strukturen dann doch das individuelle Handeln prägen, bleibt fraglich; zumindest rücken strukturelle Aspekte, die die soziale Lage des Einzelnen und seine tatsächlichen Handlungsmöglichkeiten bedingen, aus dem engeren Blickfeld, so dass letztlich der Dualismus zwischen Mikro- und Makrosicht auf Gesellschaft bestehen bleibt und „Lebenswelt“ in dieser Fassung eindeutig mikrologisch, mit einer dominanten Fokussierung alltäglicher Sozialbeziehungen, von Interaktion und Kommunikation, konnotiert bleibt.

**Berger/Luckmann und Goffman**

Peter L. Berger und Thomas Luckmann, deren Werk bis heute großen Einfluss in der Wissenssoziologie und für die konstruktivistische Sicht gesellschaftlicher Wirklichkeit, aber auch für die Analyse funktional differenzierter Gesellschaften und ihren Wandel besitzt, wurden maßgeblich durch Schütz beeinflusst. Bei Luckmann werden die Ergebnisse der Lebensweltanalyse als vorsoziologische (protosoziologische) Grundlegung der Wissenssoziologie ausgewiesen, der Wirklichkeitsbezug der Wissenschaft ist demnach zwangsläufig von den Strukturen umgeben, die in den phänomenologischen Untersuchungen beschrieben werden. Das heißt, man benötigt eine formale Grundbegrifflichkeit, anhand derer historisch invariante Strukturen der Alltagswelt erkannt werden können, die an der sozialen Konstruktion der Wirklichkeit mitbeteiligt sind. Welche invarianten Strukturen liegen der Versprachlichung geschichtlicher konkreter Typisierungen menschlichen Handelns zugrunde? Peter Berger und Thomas Luckmann (1980) haben aus wissenssoziologischer Perspektive die Beziehung zwischen Bewusstseinsstrukturen und institutionellen Strukturen zum Ausgangspunkt ihrer Analyse gewählt: warum ein bestimmtes Wissen zur gesellschaftlich etablierten Wirklichkeit wird und warum es so schwer ist, Institutionen zu verändern. Gesellschaft tritt dem Einzelnen als vorgefundene Realität entgegen, als Faktum; Institutionen, Organisationen, soziale Rollen erscheinen wie äußere Zwänge, denen man sich gegenüberübersieht, und die den Lebenslauf manchmal gerade nicht als selbst gewählt oder zumindest mit beeinflusst, sondern als Abfolge von äußeren Notwendigkeiten erscheinen lassen. Berger und Luckmann weisen dabei Institutionen eine entscheidende Rolle zu (Berger & Luckmann 1980, 57) [→ VI Institution und Organisation] und hierüber schlagen sie die Brücke zwischen Handlung und Struktur. Gesellschaftliche Wirklichkeit ist immer historisch gewordene und sozial konstruierte, mit Bedeutungen versehene Wirklichkeit und sie

wird im Handeln selbst wiederum hergestellt, bestätigt, aber auch gestaltet, verändert und verworfen. Ontologisierung ist der Prozess, der genau dies verschleiert und den Lauf der Dinge als wesenhaft erscheinen lässt: „naturnatürlich“, „schicksalhaft“, „das war schon immer so“. Routinisierung und Typisierungen befördern dies, und Institutionalisierung ist als Prozess der dauerhaften Regelung zentraler Tatbestände des menschlichen Lebens Motor der Ontologisierung dort, wo nicht mehr klar ist, dass und warum eine bestimmte Ordnung entstanden ist. Gerade weil Institutionalisierung auch komplexitätsreduzierend und entlastend, handlungs- und identitätssichernd wirkt, ermöglicht sie bei aller Kontrolle auch Freiheit, doch das ontologisierende Denken durchzieht dennoch das Alltagsverständnis vom Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft: Hier bin ich – dort sind die anderen, als ob man, so Norbert Elias (vgl. Elias 1986, 9–12), von ihnen wie durch eine unsichtbare Wand getrennt sei und nicht im Gegenteil viele einzelne Menschen durch Abhängigkeiten und Angewiesenheiten auf mehr oder weniger enge, labile, Weise verflochten wären. Diese Verdinglichung, so Norbert Elias und so Berger & Luckmann (1980), lässt sich auf die spezifischen Zwänge zurückführen, die soziale Gebilde, also Menschen, aufeinander ausüben und denen man gleichsam eine Gegenständlichkeit zuschreibt. Schichtzugehörigkeit, Armut, Behinderung: All das ist dann entweder natürliches individuelles Schicksal oder ebenso gleichsam natürliche Folge der gesellschaftlichen Verhältnisse. In beiden Fällen wird von kausal interpretierbaren Zuständen ausgegangen, ihre Relativität kommt nur schwer in den Blick. Bergegers & Luckmanns Analysen der Institutionen inhärenten Funktion der sozialen Kontrolle rücken einerseits Interaktionsstrukturen und soziale Rollen hinsichtlich der ihnen unterliegenden Definitionen, Machtbalancen und Zwänge in den Blick, doch richtet sich ihr Blick andererseits auch auf den Möglichkeitsraum sozialen Handelns und von Gesellschaften insgesamt, z. B. hinsichtlich der abnehmenden Bindungskraft „traditionel-

ler“ Institutionen in modernen Gesellschaften. Mit ihrer Betonung der Wechselseitigkeit von Struktur und Handlung lassen sich Berger & Luckmann nicht mehr ausschließlich dem klassischen phänomenologischen Ansatz zurechnen, ebenso wenig wie Erving Goffman, auf den sich beide beziehen, doch im Zentrum stehen eindeutig Rekonstruktionen der Interaktion im Alltagsleben.

Auch Goffmans „Leitmotiv“ war die Interaktionsordnung, das Regelwerk des Alltagshandelns in sozialen Situationen, und dies von der face-to-face-Beziehung bis hin zu den Institutionen, doch ohne Fragen nach sozialstrukturellen Einflüssen oder der Wechselseitigkeit von Struktur und Handlung im engeren Sinn aufzuwerfen. Goffman rückte die Regeln, die – häufig unbewusst – das Handeln leiten, in den Mittelpunkt seiner Analysen der Alltagsinteraktion und hat mit dem Bild von der „Vorder“- und der „Hinterbühne“ den Charakter der Interaktion als Inszenierung beschrieben, in der darauf gezielt wird, auf eine bestimmte Art wahrgenommen zu werden. So wird auch der Alltag als etwas Fremdes wahrnehm- und entlarvbar und die Komplexität von Rollenstrukturen und der individuellen Wege, diese zu interpretieren und auszufüllen, wird verdeutlicht. Es waren aber Goffmans Analysen der Repressivität sozialer Phänomene wie der „totalen Institution“ (Goffman 1972; erstmals 1961) und von Stigmatisierungsprozessen [→ II Stigma/Vorurteil] (Goffman 1967; erstmals 1963), die international eine enorme Wirkung in Theorie und Praxis für das Aufbrechen verdinglichender, dehumanisierender sozialer Praktiken und Zwänge entfalteten wie die Abwertung von „Rand“gruppen, die Beschädigung ihrer Identität und die Reduzierung ihrer Lebenschancen durch die unmenschlichen Bedingungen, die sich in vielen Anstalten bis in die 1980er Jahre fanden. Mit seinem analytischen Begriff der „totalen Institution“ gewann er ein Instrumentarium, das die Repressivität sozialer Phänomene im Sinne der totalen Kontrolle über die Identität, Persönlichkeit und Handlungsspielräume von Menschen schonungslos

in ihrer Wirkung auf die hiervon Betroffenen aufdeckte. Mit der Einführung des Stigma-Ansatzes in die Behindertenpädagogik durch Thimm (1975) wurde Behinderung im sozialen Sinn bestimmt als eine im Auge des Betrachters erzeugte abwertende Perspektive auf Eigenschaften oder Merkmale anderer Menschen, als Zuschreibung eines alles andere überlagernden Merkmals, eine Leer-Rolle, hinter der andere soziale Rollen zurücktreten, was Folgen für die Identität der davon Betroffenen haben kann. Mit dieser Fassung von Behinderung als Stigma verband Thimm den Anspruch, eine Alternative zu ontologisierenden Ansätzen zu etablieren, in denen Behinderung entweder ausschließlich als kausale Folge individueller „Defekte“ (individualtheoretisch) oder als ausschließlich makrostrukturell (gesellschaftstheoretisch) verursacht erklärt wird und damit die pädagogischen Bemühungen vor allem an der Interaktion und Kommunikation, der Etablierung gleichberechtigter Kommunikations- und Interaktionschancen und der Ermöglichung einer alltäglichen Lebensführung auszurichten.

## 2.2 Lebenslage

Nach Glatzer (2002, 606) sowie Husi & Meier Kressig (1998) bilden marxistische (Engels über die Lage der arbeitenden Klassen in England) und soziologische Untersuchungen von Max Weber (über die ostelbischen Landarbeiter) den Ausgangspunkt der Analysen zur Lebenslage. Husi & Meier Kressig (1998, 257 und Fußnote 180) nennen darüber hinaus René König als Kronzeugen für die Einführung des Begriffes durch Emile Durkheim („genre de vie“), der ihn allerdings ohne weitere Klärung verwandt habe. Insofern muss er schon eine Art gebräuchlicher oder naheliegender Begriff gewesen sein, bevor Otto Neurath ihn explizit beschrieb und eine theoretische Fundierung vornahm. In der Literatur werden übereinstimmend Otto Neurath als der historische Begründer des Lebenslagekonzeptes, Kurt Grelling und Gerhard Weisser sowie Ingeborg